

Thüringen stand in den letzten Wochen immer wieder in den Schlagzeilen. Dazu gehörte auch die Rätselei um Ihren Nachfolger. Haben Sie sich Ihr Ausscheiden aus der Landespolitik nicht etwas anders vorgestellt?

■ Es ist immer besser, man stellt sich in dieser Hinsicht gar nichts vor. Die entscheidende Frage war doch, wie die Wahl ausgeht. Wenn wir als Christdemokraten die absolute Mehrheit errungen oder wenigstens ein klares Ergebnis erzielt hätten, wäre die Regierungsbildung sicherlich schneller gegangen. Dann hätten wir uns manchen Hickhack ersparen können.

Stimmt es, dass Sie noch zwei Jahre anhängen wollten?

■ Für mich stand schon vor anderthalb Jahren fest, dass ich meinen Wahlkreis abgebe, wenn ich 65 bin. Das hat zwar keiner geglaubt, zumal ich einen sicheren Wahlkreis habe. Als dann aber die Probleme bei der Regierungsumbildung auftraten, habe ich signalisiert, notfalls noch für anderthalb bis zwei Jahre bereitzustehen. Inzwischen ist die Situation aber eine andere. Und ich bin ganz froh darüber.

ZUR PERSON

Unser Gesprächspartner wurde am 6. November 1944 in Sachsen geboren. Der diplomierte Landwirt promovierte auf dem Gebiet der Schweineproduktion und arbeitete danach als Produktionsleiter der LPG Großobringen, später als Direktor des VEG Neumark.

Am 8. November 1990 wurde Volker Sklenar als Landwirtschaftsminister berufen und verantwortete seit 1994 auch die Bereiche Umwelt und Naturschutz.

Volker Sklenar ist verheiratet, Vater zweier Töchter und wohnt in Weimar.

Tatsächlich?

■ Man muss schon darauf achten, dass man sich nicht selbst beschädigt. Nehmen wir mal an, ich hätte mich auf die zwei Jahre eingelassen. Und vielleicht einige Dinge nicht ordentlich zu Ende bringen können. Dann würde es doch sofort heißen: Der Sklenar hätte besser gleich aufhören sollen. Nein, nein, so kann alles in neuen Bahnen weitergehen.

Laut Koalitionsvertrag will die neue Landesregierung einen kritischen Kurs in Sachen Gentechnik fahren. Was sagen Sie dazu?

■ Das sehe ich ganz locker. Die

„Doch, ich wollte“

Wir sprachen mit Thüringens Agrarminister **Volker Sklenar** an seinem letzten Arbeitstag nach 19 Amtsjahren über eine seinerzeit überraschende Offerte, ostdeutsche Allianzen und den aktuellen Frust der Milchbauern.



Seine Maxime: Man muss den Landwirten freistellen, wofür sie sich entscheiden.

FOTOS: SABINE RÜBENSAAT

Aussagen dazu sind doch sehr vage formuliert. Ich habe immer gesagt, dass es verkehrt ist, die Gentechnik zu verdammen. Was diese beispielsweise auf medizinischem Gebiet geleistet hat, ist doch unstrittig. Die Entwicklung macht auch um unseren Bereich keinen Bogen. Allerdings muss man den Landwirten freistellen, ob sie sich für oder gegen die Gentechnik entscheiden. Das habe ich immer so gehalten.

Wie war eigentlich Ihre Reaktion vor 19 Jahren, als sie das Angebot erhielten, Thüringens Agrarminister zu werden?

■ Ich dachte, ich höre nicht rich-

tig, als mich der designierte Ministerpräsident danach fragte. Das war am 27. oder 28. Oktober in Weimar. Meine Frage war dann, ob ich Bedenken habe. Bis morgen früh, hieß es. Nach der konstituierenden Sitzung des Landtags kam meine Frau und stellte fest, dass ich blass aussehe. Sie sah dann aber auch so aus, als ich ihr den Grund sagte.

Ein Buch von Hermann Kant beginnt mit dem Satz: „Ich will aber nicht Minister werden!“ Das traf also auch auf Sie zu?

■ Anfangs schon. Man wusste doch gar nicht, was auf einen alles zukam. Aber meine Frau

meinte, dass sie mir das zutraue. Dann ohne Wenn und Aber, habe ich mir gesagt. Doch, ich wollte schon.

Nach der Wiedervereinigung wurde von der Politik ja der bäuerliche Familienbetrieb präferiert. Gab es da für Sie nicht schon die ersten Konflikte?

■ Nein, denn ich hatte klare Vorstellungen. Und habe zu jenen, die aus Rheinland-Pfalz zu uns kamen und Amtshilfe leisteten, klipp und klar gesagt: Ich mache die Kampagne nicht mit, nun alles zu zerschlagen. Lasst die Betriebe selbst entscheiden, wie sie weiter wirtschaften. Ich kannte doch die Bedingungen und wusste, wie schwer es ist, sich selbstständig zu machen. Die meisten Ställe waren umgebaut zu Ferienwohnungen, Waschküchen oder Garagen. Einen Milchviehbetrieb aufzubauen kostete Millionen. So mancher, der es wagte, brachte nach wenigen Jahren schon nicht mehr die Zinsen für den Kredit auf.

Weil seinerzeit ja auch von stolzen Milchpreisen ausgegangen wurde.

■ Na sicher. Gerade deshalb habe ich Wert vor allem darauf gelegt, dass die Betriebskonzepte



Am Arbeitstisch des dienstältesten Agrarministers fragten Herbert Schmidt (l.) und Wolfgang Herklotz nach.

stimmen. Das Ziel war klar: Wir wollen eine leistungsfähige Landwirtschaft mit unterschiedlichsten Eigentumsformen, die auf soliden Füßen steht. Das haben wir, toi, toi, toi, bisher geschafft. Und da hat uns auch kaum einer reingeredet. Konflikte gab es natürlich auch, insbesondere zum Thema Vermögensauseinandersetzung.

Ein schwieriges Kapitel, dennoch bitte eine kurze Einschätzung, wie diese im Land gelaufen ist.

■ Fest stand: Bei solch einer Umwälzung kann nicht alles Unrecht wieder gerichtet werden. Das begann doch schon mit der verordneten Gründung der Genossenschaften Anfang der 60er Jahre, setzte sich fort mit dem zwangsweisen Zusammenlegen und dann wieder Trennen der Betriebe. Da wusste doch schließlich gar keiner mehr richtig, wem was gehört. In den meisten Fällen ist die Vermögensauseinandersetzung bei uns dennoch ordentlich verlaufen. Leider gab es aber auch Fälle, in denen Inventareinbringer die Gerichte bemühen mussten, um zu ihrem Recht zu kommen.

Wie sind Sie mit Ihrer Biografie und Herkunft von den westdeutschen Amtskollegen aufgenommen worden?

■ Sie meinen den Ost-West-Konflikt? Ich hatte damit nie Probleme. Weil wir uns bemüht haben, offen miteinander umzugehen. Der baden-württembergische Agrarminister beispielsweise sagte mal: Macht, was Ihr für richtig haltet. Ihr müsst selbst sehen, was für Eure Betriebe das Beste ist.

Dennoch existierte seinerzeit so eine Art Allianz der ostdeutschen Agrarminister. Gibt es die noch?

■ Schwer zu sagen. Das hängt damit zusammen, dass die Ressortchefs inzwischen ausgetauscht wurden, in einigen Ländern sogar mehrmals. Sicher, in den ersten Jahren konnte man schon von einer Allianz der Ostminister sprechen. Leider sind wir uns heute nicht einmal in den eigenen Lagern noch einig. Man sitzt abends zusammen und bildet sich eine Meinung, doch am nächsten Morgen sieht die Sache schon wieder ganz anders aus. Ich erinnere nur an das Thema Legehennenhaltung. Wir hatten uns seinerzeit gegen ein Verbot der Käfighaltung und für die sogenannte Kleinvoliere ausgesprochen. Leider kam es anders.

Gibt es ein bestimmtes Ereignis Ihrer Amtszeit, das Sie besonders bewegte?

■ Es hat mich vor allem immer gefreut, wenn es gelang, Fördermittel für unsere Betriebe zu bekommen. Denn aus eigener Kraft konnten nur die wenigsten investieren. Hinzu kamen Alt-schulden. Dabei resultierten diese zumeist aus Krediten, die die Betriebe seinerzeit aufnehmen mussten, um kommunale Leistungen zu finanzieren. Und die Gewinne wurden ja zum größten Teil an den Staat abgeführt, sodass damit auch die Kredite nicht abgelöst werden konnten. Ich erinnere mich, dass damals in unserer Läuferproduktionsanlage ein sehr gutes Jahresergebnis zu Buche stand. Da wollten wir dann wenigstens ein bisschen was am Lohngefüge verändern. Aber das durften wir nicht.

Wie bewerten Sie die Altschuldenregelung, die nach langem Hin und Her noch zustande kam?

■ Das Nonplusultra war die gewiss nicht. Natürlich lag endlich eine Regelung auf dem Tisch, um das leidige Thema abzuschließen und nach vorn schauen zu können. Aber eine gerechte Lösung war das auch nicht. Die sich rechtzeitig um eine Ablösung bemüht hatten, kamen dann besser weg als die anderen, die wirklich finanziell klamm waren.



en zu können. Aber eine gerechte Lösung war das auch nicht. Die sich rechtzeitig um eine Ablösung bemüht hatten, kamen dann besser weg als die anderen, die wirklich finanziell klamm waren.

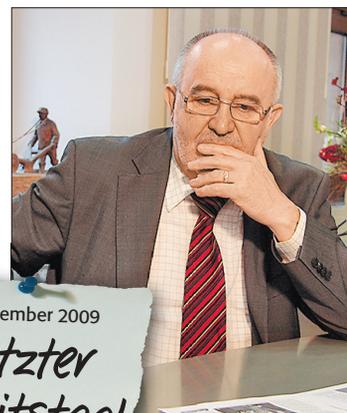
Was hat Sie denn noch geärgert?

■ So manches. Dass beispielsweise eine Bundesagrarin meinte, ein Reinheitsgebot

für Rinderfutter deklarieren zu müssen. Oder nehmen wir die Hysterie um BSE. Als die damals losging, haben mir gestandene Bauern geschrieben, dass sie in der Vergangenheit immer mal Tiere mit abnormem Verhalten hatten. Ohne dass da jemand zu Schaden gekommen wäre. Aber man konnte zu dem Zeitpunkt kaum sachlich diskutieren. Da hieß es nämlich gleich, man erkenne die Gefahr nicht und wolle das Ganze nur herunterspielen. Später setzte sich das mit dem Aktionismus gegen Vogelpest fort. Das hat mich richtig geärgert. Im Großen und Ganzen bin ich aber zufrieden, wie es mit unserer Landwirtschaft gelaufen ist.

Trotz der aktuellen Sorgen gerade der Milchbauern?

■ Wissen Sie, da bin ich bei meinem alten Thema Nahrungsmittelpreise. Die sind leider viel zu niedrig, spiegeln in keiner Weise den Wert der Arbeit darin wider. Bei der Milch wird das besonders deutlich. Leider haben auch die hiesigen Molkereien geglaubt, mit Magermilchpulver und Intervention über die Runden zu kommen, doch das funktioniert so nicht. Wir brauchen mehr Ver-



edelung, mehr innovative Produkte, um die Preismisere zu überstehen. Das wird sicherlich nicht so schnell gelingen. Dennoch rate ich dringend den Betrieben ab, aus der Milchproduktion auszusteigen.



Warum?

■ Schon unsere Vorfahren haben Wert auf einen runden Betrieb gelegt. Wenn es Probleme im Stall gibt, besteht die Chance, sie durch die Ernte auszugleichen und umgekehrt. Fatal wird es, wenn wir uns zu sehr auf die einzelnen Sparten konzentrieren. Und beispielsweise die Milch aufgeben, weil sie derzeit nichts bringt. Oder kein Getreide mehr anbauen, weil die Preise im Keller sind. Die Schweineproduzenten haben es gelernt, mit dem Zyklus zu leben; das müssen auch die Milchbauern tun.

Im Moment ist da aber sehr viel Frust vorhanden.

■ Den kann ich verstehen. Auch, dass man aus Wut zwei, drei Kannen Milch wegkippt. Aber wenn großflächig Milch mit dem Güllewagen verrieselt wird, geht das Image der Landwirtschaft noch weiter den Bach hinunter. So etwas macht man nicht.

Haben Sie schon Pläne für den (Un-)Ruhestand?

■ Ich will mir endlich mit meiner Frau in Ruhe Thüringens Dörfer anschauen. Im nächsten Jahr ist dann die Renovierung des Bades an der Reihe, danach wird der Garten umgestaltet. Aber vorher muss ich noch meinen Schreibtisch zu Hause aufräumen. Da hat sich einiges angesammelt.

Die Bauernzeitung liegt hoffentlich obenauf?

■ Aber ja doch. Die werde ich jetzt noch intensiver lesen.

Das Gespräch führten
Wolfgang Herklotz und
Herbert Schmidt